



CHRISTIAN STRZODA

Sie sehen aber gar nicht gut aus!

Aus dem
Leben eines
**RETTUNGS-
ASSISTENTEN**

riva



Sanitäter im Rettungsdienst – nur ein Job?

Eine Art Vorwort

Am 1. September 2014 werde ich mein persönliches Feuerwerk aufsteigen lassen. Genau 20 Jahre zuvor begann ich beim Rettungsdienst. Ich wählte meinen Beruf »Rettungsassistent« damals mit Bedacht.

Kein Nine-to-five-Bürojob sollte es sein. Ich wollte Individualität und Abwechslung. Meine beruflichen Höhepunkte des Tages sollten darüber hinausgehen, eine Tasse Kaffee über die Computertastatur zu kippen und einen Blick auf den roten Tanga der Sachbearbeiterin Paula Popsie zu erhaschen. Ich wollte Teamarbeit, weil ich noch immer verrückt werde bei dem Gedanken, allein vor mich hinwurschteln zu müssen. Und sehr reizvoll war auch die Tatsache, nicht permanent durch einen Chef »überwacht« zu werden. Im Rettungswagen ist der Sanitäter sein eigener Herr; und nur der Notarzt kann hier irgendwelche Befehle erteilen.

Als ich damals den Entschluss für meinen Beruf gefasst hatte, ging ich eines Morgens ins hiesige Arbeitsamt. Es war der Versuch, irgendeine Form finanzieller Unterstützung für mein Vorhaben zu beantragen. Das rosa Gebäude mit dem großen roten »A« hatte schon bessere Zeiten gesehen. Der Putz bröckelte von der Außenmauer; die Türrahmen konnten auch einen neuen Anstrich vertragen. Die grünen Fensterläden hingen in verrosteten Scharnieren und schlugen gegen die Wand. Es roch nach Rosen.



Montagsmorgen, acht Uhr, Zimmer 3. Die Nummer 15 stand auf dem roten Abriss aus rauem Recyclingpapier. Sachbearbeiterin Frau Müller rief mich auf. Ich drückte die goldfarbene Klinke und betrat das kleine Zimmer. Eine businessgestylte Endvierzigerin mit kurzen blonden Haaren, einem hageren Gesicht und einer großen runden Brille schaute mich über ihren Brillenrand hinweg an, die Stirn in Falten gelegt und wohl mit einem Humor wie Edgar Allan Poe. Die Luft in dem Zimmer war abgestanden, und es roch nach Staub und bleischwerem Frauenparfüm.

»Ja? Was wollen Sie?«

»Guten Morgen. Ich wollte fragen, welche Möglichkeiten der finanziellen Unterstützung es für meine beabsichtigte Erstausbildung zum Rettungsassistenten gibt.«

»Beabsichtigte Erstausbildung?«, papageite sie und blätterte in irgendwelchen Unterlagen. »Junger Mann, normalerweise bekommen Sie ein Ausbildungsgehalt von Ihrem Lehrbetrieb. Sofern Ihnen das, aus welchen Gründen auch immer, nicht ausreichen sollte, müssten Sie noch mal hier versprechen.« Vor meinem inneren Auge erschien mir Frau Müller als bunter Vogel, als zotteliges, halsloses Federvieh, das zwar irgendwie niedlich aussah, das man aber am liebsten erwürgen würde, weil es in allen möglichen Situationen ständig dieselben Sachen vor sich hinplapperte. »Kann ich sonst noch irgendetwas für Sie tun?«

Das war ja das Problem. Diese Ausbildung wurde damals leider nicht bezahlt. Ich weiß nicht, ob es am Montag lag. Oder daran, dass Frau Müller eine beschissene Nacht gehabt hatte und ihren Job hasste. Oder ob es Frau Müllers mangelnde Fähigkeit zur Transferleistung war, die es ihr unmöglich machte, meine Situation zu verstehen. Vielleicht war ja auch nur meine Persönlichkeit schuld daran, und sie hasste mich.

»Wissen Sie was? Lernen Sie doch zunächst einmal etwas Vernünftiges, und dann machen Sie das da, wenn Sie meinen«, war das einzige und endgültige Resümee, das Frau Müller gezogen hatte. Ich war mir nicht sicher, ob Frau Müller den Sachverhalt tatsächlich begriffen hatte. Ob sie auch begriffen hatte, dass die Rettungsassistenten und Sanitäter die Ersten sind, die an einem Notfallort eintreffen, und daher eine gute Ausbildung dringend nötig ist. Und dass auch Frau Müller in Zukunft einen Schlaganfall haben könnte und auf kompetente Rettungskräfte angewiesen wäre. Dass sie dann froh wäre um Retter, die mehr wissen als das, was in einem zweitägigen Erste-Hilfe-Kurs vermittelt werden kann. Aber Frau Müller hatte an diesem grauen Morgen wohl einfach keine Lust, sich mit einem zu beschäftigen, der Rettungsassistent werden wollte. Ernüchtert und fassungslos stand ich schließlich vor der Fassade des Arbeitsamtes, wünschte Frau Müller zur Hölle und machte mich auf den Heimweg.

Aber Frau Müller konnte mich nicht von meinem Entschluss abbringen. Die Zeit meiner Ausbildung war überwiegend geprägt von Lernerei, Entbehrungen und vielen nagelneuen Erkenntnissen. Ich stellte fest, dass ich zusätzlich zur Anwesenheit in der Schule einen großen Teil meines Privatlebens in diese Ausbildung investieren durfte. Die Zeit bis zum Staatsexamen war nämlich eigentlich für das umfangreiche Wissen, das man benötigt, viel zu kurz. Während Freunde am See lagen und in der Sonne dösten, hatte ich mein Anatomiebuch in der Hand. Einladung zur Geburtstagsfeier? Nein, ich muss noch Pharmazie lernen. Ski fahren? Geht nicht, weil ... Aber was sollte das Genöle. Ich wollte schließlich kein Note-4-Rettungsassistent werden.

Das Staatsexamen hatte es durchaus in sich. Die praktische Prüfung fand irgendwann während der heißesten Sommermonate des Jahres 1996 in einem Klinikum einer



deutschen Großstadt statt und kostete jeden der Kandidaten mindestens drei Liter Angstschweiß. Helmut Berger und noch einige andere saßen zusammen mit mir vor dem Prüfungsraum im fünften Stock und inhalierten Nikotin, was das Zeug hielt. Dann war es so weit. »Herr Berger bitte. Und Herr Str...zoda. Entschuldigung, wie spricht man das aus?« Immer stolpern alle über meinen Namen. »Das Z ist stumm, du Idiot!«, dachte ich. Dass mein Gegenüber das nicht wissen konnte, verpuffte in der Mittagshitze und meiner Nervosität.

Weiß wie die frisch gestrichene Wand betraten wir beide den Raum. Einer der Prüfer, bei denen Fettleibigkeit offenbar nicht als Krankheit galt, sondern eine Berufsvoraussetzung darstellte, bot uns ein Glas Wasser an. Unsere erste Prüfung endete letztlich in einem Desaster: Helmut Berger stolperte beim Versuch, die Vakuummatratze anzuformen, die den am Rücken verletzten Mimen sicher hätte ruhigstellen sollen. Nachdem der Mime darauf gebettet worden war, hätten wir dazu die Luft aus der Matratze absaugen müssen, und Tausende winzige Kügelchen hätten sich dann perfekt an den Körper angepasst wie eine Gipsschale. Die Ecke der Matratze stand aber blöderweise zu weit nach vorne und ließ Helmut alt aussehen. Er fädelte beim Versuch, die Matratze zu umlaufen, mit dem linken Fuß unter dem orangefarbenen Gebilde ein und drehte sich zur Hälfte um die eigene Achse. Ich beobachtete das alles wie in Zeitlupe. Ich sah, wie sein Blick in meine Richtung ging, konnte aber nicht helfen. Helmut blieb dann mit der rechten Hand am Absauggerät hängen, renkte sich noch den Daumen aus und klatschte auf den Industriet Teppichboden. Klassisch versiebt. Die Prüfung war für ihn gelaufen. Und für mich zunächst auch – ich musste einige Runden später wiederholen.

Eine Prüfungsgruppe später gab es den nächsten Eklat. Auch Lea Noss fiel zunächst aus, weil sie zu hecheln anfang

wie ein Hund im Sommer. Eine stressinduzierte Hyperventilation. Und wie es sich für eine reale Notfallsituation inmitten dieses Prüfungsszenarios gehörte, taten wir Prüflinge alle dasselbe: nämlich nichts. Wir standen wie angewurzelt da, guckten wie vakuumierte Monchhichis und waren zu keiner vernünftigen Reaktion fähig. Einer der Prüfer half dann mit einer Mülltüte aus weißem Plastik und beendete das Drama. Lea Noss bestand, und ich bekam eine halbe Stunde nach ihr meine zweite Chance.

Mein nächster Prüfungspartner wurde wegen seines Nachnamens von allen nur »Leuchtig« genannt. Ich war zwar immer noch nervös, aber eigentlich bestens auf die meisten Fälle vorbereitet. Den Wiederbelebungs-Algorithmus beherrschten wir im Schlaf. Der Schweiß brach erst aus, als wir vor dem Prüfungszimmer standen und die Ausrüstung betrachteten, die uns zur Verfügung stehen sollte. Es handelte sich dabei nicht um einen Erwachsenenkoffer, wie wir das eigentlich erwartet hatten, sondern um eine Notfallausrüstung für Babys. Nicht, dass wir die Babyreanimation zu wenig trainiert hätten. Wir hatten nur nicht damit gerechnet. Das ist vergleichbar mit einem Vorstellungsgespräch: Sie bereiten sich halbherzig auf Fragen vor, mit denen Sie aber irgendwie doch nicht rechnen. Sobald dann eine entsprechende Frage gestellt wird, werden Sie unsicher. Der Schweißfleck unter Ihren Achseln vergrößert sich unübersehbar. Und plötzlich ist sie da – die Metalldose im Hals. Der Personaler möchte zwar wissen, welche Ihre drei größten Stärken oder Schwächen sind. Aber er fragt auch danach, weshalb Sie eigentlich noch immer keinen Job gefunden haben, und interessiert sich dafür, ob Sie auch alles über Ihre zukünftige Firma und die Quartalszahlen der letzten zehn Jahre wissen. Bei dieser Prüfung wurde mir eine der Lehren zuteil, die ich auch für mein späteres Rettungsassistentenleben bestens verwenden



konnte: Erwarte das Beste, aber rüste dich für das Schlimmste.

»Meine Herren, Sie werden zu einem unklaren Kindernotfall gerufen. Tun Sie etwas.« Der Prüfer zog einen Mundwinkel dezent nach oben. »Jetzt mache ich euch fertig«, stand ihm deutlich sichtbar ins bartstoppelige Gesicht geschrieben. Eine junge Mimin hielt das kleine, mit einem hellblauen Body bekleidete Ding aus Plastik im Arm. Sie schrie, als wäre ihr gerade der Gashebel ihres Motorbootes abgebrochen, und das Geschoss steuerte ungebremst auf die Niagarafälle zu. Zuerst musste also die hysterische Darstellerin davon überzeugt werden, dass nur wir in diesem Moment das Beste für ihr Kind waren. Ich redete auf sie ein wie auf einen kranken Hund. Nach kurzer Zeit drückte sie mir endlich die Plastikpuppe in die Hand.

Body aufreißen, EKG-Elektroden dran, Beatmungsbeutel mit der Maske der Minigröße »Doppelnull« und Sauerstoff. Beatmungsfilter vergessen – Scheiße. Herzdruckmassage beginnen, einen Fingerbreit unterhalb der Linie, die beide Brustwarzen miteinander verbindet – der Intermammillarlinie. Ach ja – Säuglinge kühlen unwahrscheinlich schnell aus. Schnell den Wärmeerhalt mittels einer Decke anlegen und das speziell für Säuglinge gebaute Absauggerät bereitstellen. Nicht zu vergessen: das Buch aus dem Regal, auf das wir den Säugling legen mussten, um die perfekte, im Gegensatz zu einem Erwachsenen ganz leicht überstreckte Kopfposition zur optimalen Beatmung zu erhalten. Ich teilte dem Prüfer noch mit, dass ich den Notarzt nachalarmieren würde. Er nickte.

»Was können Sie beide jetzt noch Sinnvolles unternehmen?« Der Prüfer hatte die Lippen gespitzt und fixierte irgendetwas auf seinem Block, den er während unseres simulierten Einsatzes vollgekritzelt hatte. Leuchti brachte nur ein

bedeutungsvolles »hmmm« hervor. Unsicherheit machte sich breit. Es war doch bisher ganz gut gelaufen. Was konnten wir nur vergessen haben?

»Danke. Das war's«, meinte der Prüfer dann lächelnd und schickte uns fort, ohne uns noch eines Blickes zu würdigen.

Leuchti und mir war elend zumute. Wir waren uns sicher, dass wir es verigeigt hatten. Als uns die Kommission schließlich hineinzitierte, teilte uns einer der Ärzte mit, dass wir es geschafft hätten. Ich grinste debil und hörte den »herzlichen Glückwunsch« nicht, der im Rausch meiner Glückseligkeit einfach unterging. Prüfling Strzoda hatte bestanden.

Sechs Wochen später lag meine »Pappe« in meinem Briefkasten – die Urkunde und die Legitimation zum Führen der Berufsbezeichnung »Rettungsassistent«. Das eigentliche Lernen fürs Retterleben konnte somit endlich beginnen.

Als frischgebackener Rettungsassistent stand ich im Jahr 1996 also auf einmal mitten im Berufsleben, hatte keinen Plan und war verantwortlich für die Kranken, die mir täglich begegneten. Eine frühe Patientin war Frau Schmidt. Zusammen mit einem ebenfalls unerfahrenen Zivi wurde ich mit ihrem Krankentransport beauftragt und sollte sie in die interne Abteilung des Krankenhauses in unserem Ort befördern. Frau Schmidt hatte drückende Brustschmerzen, die sich über die rechte Brustkorbseite bis in den Rücken zogen. Eine Einweisung eines niedergelassenen Arztes lag vor. Ich las etwas über eine Facettenarthrose – eine schleichende Abnutzung der kleinen Zwischenwirbelgelenke, die zu Rückenschmerzen und Muskelverspannungen führen kann. Frau Schmidt war angekleidet, hatte alles Nötige gepackt und klagte, dass sie die Schmerzen bereits seit den frühen Morgenstunden habe. Ich bat sie, sich nochmals zu entkleiden, da ich gerne ein EKG schreiben wollte. Die automatische Diagnose auf dem rosafarbenen Streifen



hieß: ***VERDACHT AUF AKUTEN HERZINFARKT*** –
UNBESTÄTIGT.

Allerdings konnte ich dank der vorzüglichen Ausbildung meiner damaligen Rettungsdienstschule mit den tollen Linien auf buntem Papier absolut nichts anfangen. Sie sahen hübsch aus, sagten mir aber gar nichts. Man hatte mir auch während meiner Ausbildung oft genug geraten, dieses Geschreibe am besten zu ignorieren. Schließlich würden sich diese dummen Geräte ständig irren. Und »unbestätigt« hieß sowieso erst mal gar nichts. Dass das Gerät damit lediglich darauf hinwies, dass diese Verdachtsdiagnose durch medizinisches Fachpersonal »bestätigt« werden sollte, war mir nicht klar. Ich entschloss mich also, dem Ding keinerlei Beachtung zu schenken, ließ die Dame sechs Stockwerke zu Fuß nach unten laufen und kassierte in der Krankenhausambulanz den monumentalsten Generalanschiss meines noch jungen Retterlebens. Ob ich den Patienten umbringen wolle, nicht alle Latten am Zaun hätte oder betrunken sei, waren noch die freundlichsten Sätze, die mir der internistische Assistenzarzt zurief. Und das völlig zu Recht.

Ich nahm mir meine miese Leistung zu Herzen und brachte mir in der Folge das bei, was die Rettungsdienstschule versäumt hatte – die Interpretation eines Elektrokardiogramms über die Basisrhythmen hinaus. So etwas sollte mir nicht noch einmal passieren.

Heute schreiben wir das Jahr 2012. Ich gehöre jetzt zu den »alten Hasen«, gebe mein Wissen an andere weiter und versuche, ihnen die Fehler zu ersparen, die ich zielsicher und voller Elan begangen habe. Meine Erkenntnis, dass jeder selbst für sein eigenes Fortkommen und Besserwerden verantwortlich ist, kam rechtzeitig. Niemand sollte sich auf die Qualität der Ausbildung einer Rettungsdienstschule verlassen und auf seinem Wissensstand stehen bleiben.

Know-how rettet in diesem Job Leben. Halbwissen ist und bleibt gefährlich.

Hinter dem Berufsstand des Rettungsassistenten, so wie ich einer bin, verbirgt sich eine zweijährige Ausbildung, die mittlerweile alle Bereiche der Notfallmedizin umschließt. Nach Bestehen des begehrten Staatsexamens und dem praktischen Ausbildungsjahr darf sich der Kandidat mit der Berufsbezeichnung »Rettungsassistent« oder »Rettungsassistentin« schmücken. Und somit stehen ihm alle Möglichkeiten im Rettungsdienst offen. Er darf nun – im Gegensatz zum Rettungssanitäter, der lediglich eine dreimonatige Ausbildung genossen hat – Notfallpatienten betreuen und invasive Maßnahmen ergreifen. Dazu gehören das Legen venöser Zugänge und das Einführen eines Beatmungsschlauches in die Luftröhre, auch Intubation genannt. Auch darf er nun ärztliche Maßnahmen insbesondere bei einer akuten Lebensgefahr durchführen und Medikamente anwenden.

In den letzten 20 Jahren hat sich hier einiges entscheidend verbessert, da die Qualitätsansprüche unserer Gesellschaft extrem gestiegen sind. Zu Beginn meiner Tätigkeit hätte mir erheblicher arbeitsrechtlicher Ärger gedroht, wenn ich einem Patienten einen venösen Zugang gelegt, Blut abgenommen und ihm Natriumchlorid-Lösung verabreicht hätte, heutzutage wird dies selbstverständlich erwartet. Auch müssen wir in der Lage sein, eine kompetente EKG-Diagnostik durchzuführen, zu defibrillieren und zu intubieren oder einen Katheter in einer Harnblase zu platzieren. Und zwar um 17 Uhr, um zwölf Uhr oder um drei Uhr früh. Die Zeiten, in denen wir Rettungsassistenten als bessere Taxifahrer mit einer »Bahre« fungierten, sind längst vorbei.

Dass wir Retter größte qualitative Fortschritte gemacht haben, ist jedoch noch nicht bis in alle Gesellschaftsschichten durchgedrungen. Gelegentlich werden uns nach wie vor



ganz witzige Berufstitel zuteil, die die absolute Unwissenheit der Bevölkerung und auch die Ignoranz bezüglich medizinischer Assistenzberufe aufzeigen. Aber auch Ärzte greifen hier gelegentlich in die Wortschöpfungskiste für Berufsbezeichnungen. Beim Doktor in einer niedergelassenen Arztpraxis waren wir nur »die Träger«, die gleich die »Bahre« holen würden. Ich wies den Doktor dezent darauf hin, dass nur Leichen »aufgebahrt« würden. Eine Krankenschwester sagte einmal zum Patienten, dass seine »Krankenfahrer« jetzt da seien. Eine Stationsschwester teilte dem Patienten mit, seine »Taximänner« seien eingetroffen. Ich fragte den Mann daraufhin, ob die »Urinkellnerin« denn schon seine Papiere vorbereitet habe, damit das »Taxi« baldmöglichst ablegen könne. Der Herr fand das lustig, die Krankenschwester allerdings nicht.

Die Berufsbezeichnung trägt sicherlich zu diesem Unverständnis einen großen Teil bei. Was assoziieren Sie mit dem Begriff »Rettungsassistent«, sofern Ihnen diese Bezeichnung überhaupt geläufig ist? Dass dieser der Assistent des wesentlich niedriger qualifizierten Sanitäters ist? Oder dass er bei der Rettung assistieren darf? Wenn sich unsere Berufsgruppe irgendwann als »Fachkraft für Rettungsmedizin« oder »Rettungsmeister« bezeichnen darf, werden eventuelle Zweifel an der Qualifizierung hoffentlich ausgeräumt werden.

Würde ich den Beruf »Rettungsassistent« noch einmal ergreifen, wenn ich vor die Entscheidung gestellt würde? Diese Frage kann ich nicht so ohne Weiteres beantworten. Familienfeindlicher Schichtdienst und schwere gesundheitliche Belastungsmomente durch ständige Wechselschicht machen mir ebenso zu schaffen wie die permanente Konfrontation mit Tod und Zerstörung. Dazu gesellt sich die in unserem Gesundheitssystem übliche nicht wertschätzende Bezahlung.

Wer im Rettungsdienst tätig ist, muss ein dickeres Fell besitzen als andere. Den Menschen passieren schlimme Dinge. Unverschuldet werden sie aus dem Leben gerissen, verstümmelt oder verletzt, bringen sich selbst oder jemand anderen um. Und wir kommen oft zu spät. Aber ab und zu gelingt es uns doch, in letzter Sekunde am richtigen Ort zu sein und Leben zu retten oder einfach nur eine Hand zu halten und tröstenden Zuspruch dort anzubringen, wo er gebraucht wird. »Carpe diem« bekommt im Rettungsdienst eine völlig neue Bedeutung. Je mehr Sie durch das Schlüsselloch spähen und in die Abgründe unserer Gesellschaft blicken können, desto bewusster bestreiten Sie Ihr eigenes Leben.

Jeder wählt seinen Beruf selbst aus, und jeder zieht das aus dem Beruf, was ihn über Jahre und Jahrzehnte darin am Leben hält. Natürlich gibt es auch lustige Momente, die manchmal durch Patienten oder deren Angehörige verursacht werden. Es gibt aber auch einige Retter und Ärzte, die mir meinen Alltag zusätzlich versüßt haben.

So nahm es einer unserer ehemaligen Notärzte namens Mario mit der Treue in seinem Eheleben nicht so genau. Mario bestellte sich während seiner Nachtdienste gerne hübsche Mädchen in die Wache ein, die ihn über den Stress und die Verantwortung eines Notarztes »hinwegtrösteten«. Teilweise gaben diese sich die Türklinken in die Hand. Darüber mag man jetzt denken, was man möchte. Es kam aber in der Folge zu einer formidabel heilsamen Situation.

Mario hatte eines Nachts wieder Notarztdienst. Eine Dame hatte erst zehn Minuten zuvor die Wache verlassen, da schellte es erneut an der Tür.

»Kann ich Mario sprechen?«, säuselte das hohe Stimmchen in die Sprechanlage hinein.



»Sprechen? Klar ... kommen Sie herein. Mario erwartet Sie oben«, antwortete ich und schickte das Püppchen in Richtung des Notarztzimmers.

Mario kam daraufhin herunter und bat meinen Kollegen, ihn zu verleugnen, falls seine Frau anrufen und nach ihm verlangen sollte. Der Kollege nickte, sagte nichts und setzte sich auf die Couch. Nach 30 Minuten klingelte tatsächlich das Telefon. Als mein Kollege abhob, war Marios Frau am Apparat, die etwas über den Verbleib ihres Mannes wissen wollte. Mario war derweil oben hörbar zugange und »schwer beschäftigt«.

»Rettungswache, Böhnisch.«

»Hier ist Maike Hahn. Kann ich bitte meinen Mann sprechen?«

»Hallo, Frau Hahn. Ihr Mann ist gerade schwer im Einsatz. Er sagte aber, Sie möchten doch bitte einfach vorbeikommen.«

Klack. Frau Hahn hatte aufgelegt und war vermutlich zwei Minuten später in ihrem Wagen auf dem Weg zu uns. Irgendwann bremste ein Auto im Hof unserer Wache. Frau Hahn stieg aus, und wir ließen sie bereitwillig herein. Was sich im Folgenden abspielte, können Sie sich nicht einmal in Ihren kühnsten Träumen vorstellen. Man hörte Türenknallen und spitzes Geschrei. Sachen flogen, wir vernahmen das eindeutige Klackern der Stöckelschuhe des Püppchens, die zügigen Schritte die Treppe hinunterlief, die Wache mit verschmiertem Make-up verließ und dort nie mehr gesehen wurde. Auch Frau Hahn stürzte wenig später aus der Wache und wirkte dabei, als wolle sie gleich jemanden umbringen. Notarzt Mario aber war davon geheilt, seinen Escortservice ausgerechnet in den hintersten Räumen einer Rettungswache zu beanspruchen.

Und wir hatten wieder einmal unseren Spaß – so wie in einigen der nachfolgenden Geschichten, die ich rund um den Rettungsdienst erlebt habe.

Steigen Sie also ein, lehnen Sie sich zurück, und fahren Sie mit. Begeben Sie sich mit mir und meinem Kollegen Lenny in einem Rettungswagen auf Einsatzfahrt, und erleben Sie Geschichten, die das Leben geschrieben hat – oder der Tod. Irgendwo in Deutschland.



Der Herr der Ringe

Der Geschlechtsakt an sich kann eine außerordentlich gefährliche Angelegenheit sein. Das weiß man nicht erst, seit Dieter Bohlen sich an seinen Schreibtisch geklemmt und einen Schmöker über sein Privatleben inklusive »Penisbruch« verfasst hat. Geschichten über übelste Sex-Szenarien, die man als Rettungsassistent erlebt, gibt es wie Eis in der Arktis. Da war zum Beispiel der Mann, der onanierend vor seinem Fernseher gestorben war, weil er währenddessen einen Herzstillstand infolge eines Infarktes erlitten hatte. Oder der junge Typ, der behauptet hatte, er wäre nackt durch die Wohnung gelaufen, gestolpert und rein zufällig mit seinem Hinterteil auf die in der Couchritze steckende Flasche gestürzt – welche er nun aufgrund des Unterdrucks nicht mehr herausbekam. Das ist ungefähr so, als würde man versuchen, mit hoher Geschwindigkeit und einem Fallschirm aus großer Höhe auf einer Briefmarke zu landen. Und schließlich gibt es tatsächlich Menschen, die ihren Staubsauger vögeln und sich daraus ein Erlebnis der besonderen Art erhoffen.

Derartige Geschichten sind im Rettungsdienst nicht so häufig wie zum Beispiel ein Herzinfarkt, kommen aber trotzdem ab und an vor. Zum Beispiel während einer meiner Nachtschichten. Das Gepiepse und die Vibration des zigaretzenschachtelgroßen schwarzen Alarmempfängers schreckten Lennart und mich auf. Die Leuchtdiode am Gerät blinkte im Takt, bis ich auf einen Knopf drückte, der hinter einer abgenudelten blassroten Randgummierung lag. Ich notierte den Einsatz auf einem Schmierzettel, den ich anschließend nicht mehr wiederfand – glücklicherweise erst

nachdem Lennart die Daten ins Navi eingegeben hatte. Ein Pärchen in Not. Kurze Zeit später befand ich mich mit meinem Rettungswagen, im Rettungsdienst auch kurz RTW genannt, und Lennart auf dem Fahrersitz auf dem Weg zum Unglücksort.

Mit Lennart Strasser, den alle nur Lenny nennen, verbringe ich übrigens die meisten meiner Dienste im Rettungswagen. Lennarts raue Stimme sticht überall hervor wie ein Wolf aus einer Herde Schafe. Seinen ehemaligen Job als Groß- und Außenhandelskaufmann hatte er schon lange vor meinem Start im Rettungsdienst an den Nagel gehängt. Als überaus herzlichem Menschen liegt ihm das Retten wesentlich besser als das Bequatschen ahnungsloser Kunden, denen er eine Spülmaschine andrehen soll. Einen offeneren und direkteren Kollegen als Lenny gibt es nicht. Auch deswegen passen wir gut zusammen. Lennarts einziger Fehler ist, dass er sich nie das Rauchen abgewöhnen konnte. Nach einjähriger Phase ohne Glimmstängel brach sein Durchhaltevermögen jämmerlich ein. Lennart fing zunächst an, sich nach einem Dienst mit einem schmackhaften Zigarillo zu belohnen. Diese vereinzelte Aktion mutierte bald erneut zur Sucht – der Zigarillo hatte die Zigarette abgelöst. Gleich schädlich für den Raucher, aber dafür noch lästiger für das Umfeld.

Ein zarter Duft von Paco Rabanne umspülte das Mädchen, das in einem fast durchsichtigen Negligé vor uns stand und ängstlich durch den Türspalt guckte.

»Ja?«

»Rettungsdienst, guten Morgen.«

»Ich muss mir schnell was anziehen«, meinte die junge Dame und schloss die Tür. Keine halbe Minute später hatte sich das Mädchen einen gelb-blau gestreiften Wickelrock umgebunden und bat uns herein.